

Zeitschrift: Colloquium Helveticum : cahiers suisses de littérature générale et comparée = Schweizer Hefte für allgemeine und vergleichende Literaturwissenschaft = quaderni svizzeri di letteratura generale e comparata

Herausgeber: Association suisse de littérature générale et comparée

Band: - (1996)

Heft: 23

Artikel: Beginnen wir mit Emma

Autor: Muschg, Adolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1006580>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BEGINNEN WIR MIT EMMA

Beginnen wir mit Emma, dem Vogel, den jeder jedem zeigen kann in Fragen der Namensrichtigkeit, Morgensterns Emma, dem Wappentier der Differenz von Signifikat und Signifikant. Hätte es sein Gedicht nie gegeben, dafür eine Umfrage bei allen namensempfindlichen Menschen – und das sind, glaube ich, mehr als die sprachempfindlichen oder gar literarisch sensiblen – ich möchte wetten: Emma müsste, als “Nom de plume” für Möwe, zu den letzten auf der Liste gehören; bei mir wäre es wohl der allerletzte. Nein, Herr Morgenstern: Möwen mögen Sylvia heissen oder Inge, aber Emma – Emma nie. Die Persona der Möwe muss eine zugleich misstrauische, leicht-flüchtige, unverschämte und auf ihre Weise mühelos-elegante Figur sein, mit einer durchdringenden, ja höhnischen Stimme... wer Emma heisst, bringt einen schweren Körper mit und ist niemals flügge geworden.

Natürlich gab es in meinem Leben eine Emma, eine einzige, in Gestalt meiner Mutterschwester und Patentante, einen bärbeissigen Koloss mit der bekannten rauhen Schale und einem Gemüt, das unter starkem Druck nie, wohl aber bei leichter Berührung in Tränenwasser zerschmolz. Gotte Emma war eine von ihren Patienten, denen meist nicht mehr zu helfen war, wahrhaft katholisch geliebte, weil heimlich gefürchtete Gemeindeschwester am Bodensee, die sich auch fürs Gröbste nicht zu gut war und darum selbst als grob galt. Ach, sie war eine schwer verbaute Seele mit lauter rechten Flecken am falschen Ort, unter denen ihr Herz, wie sie selbst fand, der unpassendste war. Ich habe meine Liebe zu ihr spät entdeckt, denn ihre Schwester, meine Mutter, vergiftete sie mir erfolgreich mit ihrer schwesterlichen Schmutz- und Schauerkonkurrenz. Denn sie, die ebenfalls Krankenschwester gelernt hatte, wollte immer höher hinaus: in der Jugend als Nurse einer britischen Arztfamilie, im Alter als Totenengel krebskranker Damen der Goldküste; dazwischen irgendwo hat meine Kindheit stattgefunden. Mein Vater aber hat diese Emma aus christlichem Herzensgrund gehasst. Spät, zu spät habe ich ihr in meinem

Kindheitsroman *Gegenzauber* ein kleines Denkmal gesetzt, beziehungsweise sie selbst dazu erhoben. Und da muss sie heissen: Felicitas, kurz gesprochen: Fee, mit ihren jungen Schutzbefohlenen zu jedem Unfug bereit, zum Pferdestehlen wie zum Kunstbetrug. Freilich: ihr Zuname "Schnetzler" verrät, dass sie in meiner Kinderseele auch mit dem Messer zugange gewesen war. "Ich dich e chli füche" soll mein erstes Wort zu dieser Gotte gewesen sein, meine Mutter hat es liebevoll überliefert. Die Wunden des schwesterlichen Königinnenstreits der "Schnetzler" auf dem Buckel meiner Kindheit können nicht völlig vernarbt gewesen sein, als ich ihr den *Gegenzauber* meinerseits auf den Leib schrieb.

Aber wenn diese Frau Emma hiess, dann versteht jedermann (und jede Frau), dass im Leben keine Möwe mehr Emma heissen kann. Allerdings ist das Vergleichsmaterial in den letzten Jahrzehnten spärlich geworden. Ich kenne niemanden mehr, der eine lebende Emma kennt; der Name scheint, wie Elsa (der Name meiner Halbschwester) oder Frieda (der Name meiner Mutter) an eine Sphäre altfränkischer Stilisierung deutschen Wesens um die Jahrhundertwende gebunden. Dieses Wesen liess Bierdunst aus Rauschebärten mit dem Atem der Walküren zusammenströmen und schien mit dem Untergang dieser Welt endgültig verraucht – bis deutsche Feministinnen Emma, als mutwillige Kürzel ihrer "Emanzipation", vor zwei Jahrzehnten wieder aus dem Fundus gruben und in den Titel ihres Organs schrieben: offenbar, weil es ein Name programmatischer Unliebenswürdigkeit war, das absolute klangliche Gegenteil jeder Anbietung an Männer-Erwartungen, wie sie "Constanze", "Petra" oder "Brigitte" verkörpern. Nichts von Charme, nett und betulich, kein Weibchen-, ein Heroinnen-Name mit dem Pfiff der Antiquiertheit. Kurzum, ein PR-Gag, wie er nur der höheren Selbstironie, der intellektuellen Frau einfallen kann, der es "gefällt", sich als Hässlichkeit zu drapieren.

Oder sollten all dies nur meine Unterstellungen sein? Mit der Annahme, dass Emma den Geburtsfehler der Unliebenswürdigkeit mitbringe, konkurriert eine seinerzeit frappante Lektüre-Erfahrung als dem *Steppenwolf*, wonach die Frau, die den jungen Harry Haller in die Sexualität eingeführt hat, ausgerechnet "Emma" heissen musste – "und die Schönste, Emma, war die erste, die mir, am Herbstabend unterm wehenden Ulmenlaub, ihre bräunlichen Brüste zu küssen und den Becher der Lust zu trinken gab".

So ein Satz bleibt einem Leser ein Leben lang, wenn er ihn als Halbwüchsiger aufgesogen hat und mit seiner so anderslautenden Disposition vergleichen musste. Denn nicht einmal die Grösse der Brüste konnte

als “Tertium comparationis” erhalten – die machtvolle, immer mit einer Rotkreuz-Brosche gewappnete Büste meiner Gotte mit Libido zu besetzen, wäre mir nicht einmal in einem freudschen Traume eingefallen. “Ich dich e chli füche”, dabei blieb es lebenslang.

Doch auch der Namens-Stachel blieb. Es war also in den Zwanzigerjahren des *Steppenwolfs* immer noch möglich, ganz andere Emmas als meine zu kennen. Zur fortgesetzten Irritation konnte dem jungen Leser ja auch die *Königliche Hoheit* dienen, die, nicht weit von der Geburts- und Taufzeit meiner Patentante angesiedelt, durch eine leichte Lautverschiebung – aus “Emma” mach “Imma” – meine vierschrötige Referentin in einen schlanken und schnippischen Irrwisch von prononcierter – jedenfalls vom Autor so intendierter – Weiblichkeit verwandelte. Und am frontalsten zeugt wider das Zwingende meines Emma-Bildes natürlich vor allem und zuerst Morgensterns Gedicht selbst. Es verstört mich bis heute, dass seine Emma-Möwe einmal den sicheren Lacher nicht aus ihrer Unwahrscheinlichkeit, sondern ihrer Plausibilität geschöpft haben soll. Es sei denn – und diese Möglichkeit beunruhigt mich nun fast ernsthaft –, Morgenstern und seine Lacher hätten gar nicht die Emma, sondern die Möwe ganz anders gesehen als ich.

Solche Ahnungen sind verstörend, denn sie berühren nicht nur die Willkür der Bezeichnung, sondern die Konsensfähigkeit der Wahrnehmung – und damit auch die Möglichkeit, sich über Dichtung zwar nicht objektiv, aber inter-subjektiv hinreichend zu verständigen. Solche Grundzweifel beschleichen mich in der Literatur, auch der fraglos bedeutenden, nicht zum ersten Mal. Ich zitiere, um in ein anderes Thema, eine andere Sprache auszuweichen, nur Rimbauds Farbzuschreibung der Vokale:

A noir, E blanc, I rouge, U vert, O bleu.

Dieses Spektrum wird mir immer rätselhaft bleiben. Ich muss mich in Respekt verrenken, um Rimbauds Farb-Archetypen Spuren des Einfühlbaren abzugewinnen. Die kulturelle, die historische Abhängigkeit von Daten, die wir von sinnlichen Axiomen untermauert glauben, hat immer etwas Irritierendes, auch wenn sie uns natürlich beim Lernen jeder Fremdsprache begegnet, insofern trivial ist. Und doch wünschen wir uns eine natürliche Basis, sozusagen den physiologischen oder magischen Gemeinplatz, die allgemeingültige semiologische Währung für den Austausch unserer Namen. Schon bei der muttersprachlichen Emma lässt mich diese Basis im Stich, da stosse ich mit meinem adamitischen Anspruch – “denn

wie der Mensch allerlei lebendige Tiere nennen würde, so sollten sie heissen" – ins Leere. Wenn zwischen Wort und Sache, Bezeichnung und Tier, Name und Mensch irgend eine Urverwandtschaft der Analogie angenommen werden darf – und wer möchte sie nicht doch annehmen? – dann darf keine Möwe Emma heissen. Sonst wird sie mir fremder als jede "frouwe" des mittelhochdeutschen Gedichts, bei der ich mir Verständnislücken mit umfühlender Teilnahme zu füllen getraue. Ich glaube mir etwas wie Präzision für die Nuance erarbeiten zu können, die Morungen oder Reimar repräsentiert wissen wollten, und ich addiere den Mehrwert meiner Liebesmüh der Schönheit des Gedichts. Morgensterns Gedicht kann ich nicht einmal getrost belachen. Denn wenn die Welt unter Menschen ein Gegenstand der möglichen Verständigung bleiben soll, dürfen Möwen nicht Emma heissen.

Doch zurück zu Imma Spoelmann: genügte da nicht eine Lautverschiebung, um mich das meiste, was ich von Emma zu wissen glaubte, zugunsten einer Imma vergessen zu lassen? Ich hätte dazu auch einen eigenen Beleg beizutragen. Die Frau im "Chindsgi" Wollishofen, der in den Siebzigerjahren unsere Kinder anvertraut waren – freilich nicht, ohne dass, im Sinne des antiautoritären Katechismus, Mütter und Väter ebenso mithüteten wie mitredeten – dieses Vorbild einer befreiten Frau hiess Gemma; sie war ein Spätblumenkind mit üppigem Temperament und setzte alles, was mir bei "Emma" hätte aufstossen können, durch ihren italienischen Anlaut ausser Kraft. Hier hörte ich auch das doppelte M durchaus als gestauten Wohllaut sinnlicher Verheissung. Erst heute fällt mir der fatale Gleichklang ein und liefert meine Les- oder Hör-Art endgültig dem Verdacht der Willkür und des Zufalls aus. Der Name ist also kein Schicksal, erzeugt nicht einmal in *einem* Individuum eine unzweideutige Wahrnehmung.

Das müsste mich erleichtern. Ich habe ja starke private Gründe, an das nicht definitiv-Festgelegte eines Namens zu glauben. Denn einen peinlicheren Vornamen als ich selbst kann man kaum haben. Darüber habe ich mich schon bei anderer Gelegenheit ausgelassen. Für meine Namensrettung in deutschen Ohren bedurfte ich kräftiger Nothelfer: etwa der Berufung auf meinen gleich getauften Vater und dessen Namenspatron Gustav, zubenannt Adolf, von Schweden; und näher betrachtet, liefen diese Referenzen ja auf eine Alibi-Konstruktion hinaus. Wäre ich in Deutschland aufgewachsen, oder wäre "Adolf" auch in der Schweiz die geläufige Kürzel für die bekannte Figur gewesen: ich weiss nicht, ob das Alibi dichtgehalten hätte, und ich hätte den Namen wohl umkommen lassen und verleugnet.

Oder gerade nicht? Es gab durchaus Gelegenheiten, wo ich in Versuchung geriet, vom anrühig-Sensationellen meines Vornamens zu profitieren. Denn unter der Scheu, ihn in den Mund zu nehmen, war die Lüsternheit nicht immer zu übersehen. Tabuisierte Namen bleiben vom Gefühl hoch besetzte, das heisst immer: zum Regelbruch, zur Übertretung einladende Namen. Für diesen Mechanismus brauchen wir heute die Belege nicht weit zu suchen. Der braune Reiz zeigt sich auch ohne historisches Substrat wirksam, ja er scheint sich, wie in der Homöopathie, durch das unendliche Verdünnen der historischen Substanz erst zu potenzieren.

Die Ladung des Tabus ist mir – ich wechsele abermals das Genus – in meiner Studentenzeit aufgegangen, als ich mich bei einer entfernten Verwandten in Alicante auf die Zürcher Akzess-Prüfung vorbereitete. Ich büffelte Gotisch auf der Dachterasse, während in der Tiefe der Gässchen die “Semana Santa” gefeiert wurde. Der nächtliche Zug der Bruderschaften, mit Gugelhauben verhüllt, begleitete im schweren Takt der Trommeln die Prozession der von ihren Altären gehobenen Heiligenbilder. Sie konnten auf katafalkartigen Sänften von ungeheurem Gewicht immer nur ein paar Schritte weit getragen werden, dann setzten die erschöpften Träger sie wieder ab, die hinter dem schwarzen Tuchüberhang unkenntlich blieben. Ich erkundigte mich, wer ein solches Joch denn auf sich nehme, und erfuhr, dass es junge Männer seien, die sich diese Busse auferlegen liessen, weil sie die Jungfrau Maria “gelästert” hätten. Der Brauch muss hinreichend verbreitet sein, um die alljährliche Rekrutierung der grossen Trägerschaft zu garantieren; es klärte sich auch, worin die Lästerung bestand: auf den jugendlichen Zungen pflegte sich der heiligste Namen der Muttergottes in den obszönsten zu verkehren. “Jungfrau, Mutter, Königin, Göttin, bleibe gnädig”: diese Goethesche Steigerungsform ist dagegen sittsames Heidentum. Sacer gleich sacer, heilig gleich verflucht, wir wissen es noch aus dem Lateinunterricht: Der Haushalt der Psyche liefert die Energie ungebeten, welche Wunschträume in Angstträume und Nachtmahre verwandelt. Succuba und “Sännetuntschi” sind Eine Figur in verschiedenem Licht.

Als Träger eines pornographierten Namens bekomme ich in unbewachten Augenblicken manchmal etwas von der Potenz seiner Verwunschenheit zu spüren. Da ist es eine Entlastung ins Triviale, “Dölf” genannt zu werden, wie es in merkwürdiger Ausschiesslichkeit meine Bekannten aus der Sozialdemokratie tun. Aber sie markieren mich mit einer Biografie, die nicht die meine war und davon natürlich ihren ganz eignen

Reiz gewinnt. “Dölf” bin ich als Kind von keinem Menschen gerufen worden; “Dolf” war das äusserste an Abkürzung, was mir beigelegt wurde, und immer von Leuten, die keinerlei Zärtlichkeitsform damit verbanden.

Ich bleibe Ihnen – Sie haben es längst bemerkt – die Erfüllung des vorgehabten Pensums schuldig: nämlich in meinen eigenen Produkten auf Namensforschung zu gehen und mir damit eine unwidersprechliche Zuständigkeit für unser Thema zu erschleichen. Wenigstens einen Kommentar dazu will ich nicht schuldig bleiben: Die Etymologien zu diesen Idiotismen von Namensgebung sind wohl herstellbar, aber ich habe gefunden, dass sie – jenseits der Diskretion, die ich nicht für geboten halten würde – kaum der Mitteilung wert sind. Sie bleiben nämlich privat in einem für unseren Anlass nicht ergiebigen Sinn des Wortes. In einem psychoanalytischen Setting wäre das anders, aber dies ist keines – und ausserdem ist mir das entsprechende Interesse abhanden gekommen. Ich müsste mich über Episoden aus meiner Entwicklungszeit verbreiten, um diese Namen-Mutationen zu begründen und die Chiffrierungen oder Mystifikationen zu verfolgen, die ihnen unterlaufen sind oder die ich bewusst angebracht habe. Ich fürchte, das wäre für Sie etwa so faszinierend wie das höfliche Studium eines fremden Familienfoto-Albums oder das Überstehen eines Dia-Vortrags Ihres Nachbarn über seine unvergessliche Reise auf die Galapagos-Insel. Wie kämen Sie dazu, seine Begeisterung zu teilen? Der private, in jedem Fall reduktionistische Schlüssel, den ich ihnen liefern müsste, würde Ihnen sehr viel weniger zu eröffnen haben als – im Bild zu bleiben – die Ausführung der Tür, welche diese Schlüssel verschliessen. Diese nämlich steht vor aller Augen und unterliegt der einzig zuständigen Nachprüfung: der durch den Aussenstehenden. Mit andern Worten: was die Namen meiner Figuren zu erzählen haben, bleibt entweder eine Anekdote, oder es ist schon zureichend erzählt: nämlich durch den Kontext, in dem diese Namen erscheinen, in dem sie spielen, und durch den sie erst überprüfbar werden. Die entsprechende Untersuchung aber steht jedem andern schicklicher an als dem Autor.

Hinter diesem Raisonement – ich leugne es nicht – steht auch mein ausdrückliches Desinteresse am Genus der “deklarierten” Autobiografie. In eigener Sache ist das Desinteresse kategorisch, denn diese Sache wird nicht durch die Inszenierung eines Ich, seine autobiografische Präntention, sondern, wenn überhaupt, durch ganz andere Fiktionen hinreichend vertreten, in denen jener Anspruch auf Authentizität glücklich verwirkt und erfolgreich verraten ist – nicht wiederzuerkennen, am wenigsten durch

mich selbst. Nicht, dass ich den Rohstoff, der in die Textur eingeht, für trivial hielte. Doch selbst wenn er überprüfbar wäre: ich hielte ihn für platterdings unübersehbar. Darum bleibt der Anspruch, die Wahrheit über meine Figuren-Namen quasi rein an der Quelle zu schöpfen, "eitel" im doppelten Sinn des Wortes. Die Konstruktion des Ich bedient sich beim Schriftsteller ja gerade ihrer Dekonstruktion durch das Kunstgebilde, um überhaupt eine Form anzunehmen. Dass dieser Umriss der schlechterdings eigene wäre, bleibt die einfältigste Unterstellung, auch wenn sie nicht spielverderberisch wäre. Denn der privaten Natur kann ja gar nichts besseres blühen als eine erfolgreiche Wiedergeburt in der Fremde des Artefakts.

Die freundliche Malice, mit der jemand mein Keller-Buch als Autobiografie analysiert hat, muss ich also auf mir sitzen lassen. Zum sogenannten ganz persönlichen Buch wäre sie freilich erst geworden, wenn es mir gelungen sein sollte, den fremden Lebensstoff als solchen, als *andern* ernstzunehmen; bei weitem ernster als meinen mutmasslich eigenen, der nur sehr treuherzig gebliebenen Erzählern als Referenz taugen kann. Und wenn dem Autor mit dieser Fiktion doch etwas gelingt, dann nur, weil er, von seinem lieben Ich redend, sich dazu überlistet findet, von etwas gründlich Anderem endlich einmal reden zu können; einer Geschichte, die sich nicht auf das Genus Lebenslauf komprimieren liesse. "Ich ist ein anderer" – in Rimbauds Satz steht die wahre Verheissung des Kunstwerks, das sich nicht verkürzen lässt, am wenigsten auf einen trivialen Begriff des Dokumentarischen. Denn wenn der Autor die Wahrheit nicht weiss, so lässt sie doch sein Produkt wenigstens offen: das sogenannte Authentische ist Fertig-Kleister dagegen, der Stoff, von dem *Reality-TV* oder *BLICK* zehren. Zugrunde liegt eine Muster-Poetik der Stereotypen, an denen erst die Modifikation interessiert. Will man das Besondere über sich aussagen, kann man das günstigenfalls hinter dem eigenen Rücken, in einer Fabel, die man sich nie als Spiegel vorgehalten hatte, und in der man sich nicht wiedererkennt. Sie allein bietet die Chance, das Konfuse und Diffuse des Ich plastisch zu machen. Dann – erst vom Ende her – ist der umgekehrte Satz möglich (und für keinen, der Lesen gelernt hat, sensationell oder "entlarvend"): *Madame Bovary, c'est moi*.

Es ist also, "mutatis mutandis", eher als die von mir fabrizierten Namen, mein eigener, der mir geliehene Name, von dem ich mir mitteilenswerte Informationen über unser Thema versprechen kann. Denn dieser Name ist ein kulturelles Faktum, ihn habe ich mit andern gemeinsam; er entwickelt gewissermassen *seine* Geschichte, mit Hilfe meines lebens-

geschichtlichen Materials. Diese Geschichte ist kein “fait divers”, sondern sozial verifizierbar. Ich soll Adolf heissen; ich bin aufgefordert, Adolf zu *sein*: diese zugemutete Identität ist meine wirklich aufregende. Denn sie teilt mir eine Rolle in einem Spiel zu, das ich nicht angezettelt habe, deren Regeln ich nicht bestimme. Nur der nicht selbsterzeugte Namen wird zum reellen Mitschöpfer einer hermeneutisch aufschlussreichen Welt; nur im Streit mit seiner Vorgabe entzündet und erhellt sich meine Eigenschaft und Eigenheit. Nur darüber mag ich reden, weil ich darüber auch bei andern mitreden könnte.

Diesen Taufprozess machen mir natürlich auch Namen aus *literarischen* Begegnungen. Dass die anwesende Renate so heisst, gehört vor den Anfang unseres Zusammentreffens; sie kennt, wie ich, eine andere Renate, eine Roman-Figur dieses Namens, und dass fast niemand anders sie kannte, hat eine Art Stammesverpflichtung zwischen uns realen Figuren begründet, ohne die ich wahrscheinlich die Kraft aufgebracht hätte, vor diesem Vortrag zu kneifen. Aber Renate war mir namhaft geworden über eine Lektüre, deren Gemeinsamkeit wir entdeckt haben, bevor wir Freunde wurden, und die vielleicht mitbeteiligt daran war, dass wir es wurden. Ihre wie meine Renate war die Renate aus Albrecht Schaeffers *Helianth* – kennt ihn noch jemand? Der damaligen Renate Schäfer war sie geläufig, meine Jugendlektüre, mit der es bei mir noch eine ganz eigene, brüderlich-feindliche Bewandtnis hatte; denn Walter Muschg hatte sich einst über den *Helianth* habilitiert und fand keine freundlichen Worte für dieses mit Allegorie überladene Frauen-Schemen, das im letzten Wort jenes Romans “unwandelbar” genannt wird. Aber auch die Gott sei Dank wandelbare Renate hatte, wie anders, jene Namenspatronin aus dem vergessenen Buch hoch besetzt, wenn sie ihr nicht geradezu ihren Namen verdankte. Bevor sie die Frau meines Freundes Bernhard wurde, war sie meine prä-formierte Schwester in einem einst kritiklos geliebten Buch.

Ich habe auch weniger bekömmliche Blicke auf literarische Personen-Namen zu vermelden. Meine Liebe zu den “Wahlverwandtschaften” habe ich immer gegen den Namen “Otilie” zu verteidigen gehabt – mit dem ich erst dank Sainte Odile etwas wärmer geworden bin (aber dazu gehörte eine andere Geschichte). Gleich geht es mir mit der Hersilie der *Wanderjahre*, und auch von Makarie – die noch den herabstimmenden Zunamen einer “Tante” führt – ist mir gewissermassen nur das Kopfwieh geblieben. Überhaupt produzieren die Frauennamen Goethes bei mir immer wieder leise Widerstände gegen die Wertschätzung seiner Werke –

Marianne-Suleika nachdrücklich ausgenommen. Dagegen war ich für Musil, lang bevor ich den *Mann ohne Eigenschaften* ausgelesen hatte, schon durch den Namen seines Helden eingenommen. Dass er ursprünglich "Anders" heissen sollte, vertiefte die Beziehung noch mehr; "Tonka" war für mich vollends ein unübertrefflich deckender, zugleich auf die Person wunderbar transparenter Name, in dem gewissermassen schon die Geschichte selbst enthalten war. Übrigens mag es hier ja doch auffallen, sogar mir selbst, dass ich in *Mitgespielt*, dem Roman, den ich zu verleugnen pflege, die jugendlichen Haupthelden "Andres" und "Ulrich" genannt habe – ein Zufall kann die unzuständige Nachfolge nicht sein, aber ich schwöre: bewusst war sie mir nie, ist sie mir erst für diesen Vortrag geworden (wenn's wahr ist). Und Sie sehen schon an diesem Detail, dass Sie mir, was meine eigene Bastelecke von Namen angeht, kein Wort glauben dürften.

Mit Hersilie und Ottilie bin ich gewissermassen wieder am Anfang, bei Emma, angelangt, dem Namen, den keine mir bekannte Möwe verdient hat. Was haben dagegen die malenden Katzen, über die ich gerade ein Buch lese, von dem ich nicht weiss, ob es eine Mystifikation, eine Satire ist oder eine Offenbarung, ich weiss nur: ich bin bereit, auf die Kunst dieser Katzen hereinzufallen –: was also haben diese Katzenkünstler und -künstlerinnen für wahre Namen! Misty, genannt die "normale Expressionistin", mit vollem Namen: Misty Isadora Angus Oge Woolf, Jahrgang 1987, wirkt in Rosendale, Toronto und ist auch als Performance-Künstlerin bekannt. Ihr letztes Bild wurde für 21'000 Dollar gehandelt. Oder: Sandy, der Perserkater und Romantische Ruralist. Oder: Ginger, die Neo-Synthetikerin. Oder Charly, der Periphere Realist. Oder: Bootsie, der Transexpressionist. Oder Rusty, der psychometrische Impressionist –

Aber kommen wir auf die bedauerliche Emma zurück. Dank und trotz Morgenstern weiss ich nun einmal, dass die Möwen so heissen, so bleiben sie im Dichter-Album verschrieben. Und mein Widerstand hilft dazu, dass ich das Weisse des Albums besser sehe; dass ich über die eklatante Differenz des weissen Vogels zu seinem Namen, den ich mit meiner Seelenarbeit zu decken habe, die unglaubliche Namenlosigkeit des Geschöpfs wieder herstellen kann; dazu hätten mir, ohne den falschen Namen, vielleicht Anstoss und Anreiz gefehlt. So mögen die Möwen denn in Gottes Namen Emma heissen, und mich, in meiner Unfähigkeit, diesem Namen zu folgen, an die wunderbare semiologische Leere verweisen, in der sie schweben. Denn welcher Name, Emma oder nicht, wäre dem gewachsen, was ein Name auch bestenfalls alles *nicht* sagt?

Davor ist jeder Schall und Rauch; da haftet nur noch der Schrei: der anstössige, der grelle, der ungedeckte Möwenschrei, der für nichts mehr erklingt als für sich selbst; das wunderbare Lautwerden einer namenlosen Tautologie. Dann spüre ich ihn am stärksten, den Unterschied zwischen Adam und seinem Schöpfer; zwischen Einem, der den Geschöpfen Namen gibt, damit sie so heissen; und einem, von Dem sich nur sagen lässt, Er sei, der Er sei.